

# Simon R. Green



## DIE DUNKLE SEITE DER STRASSE

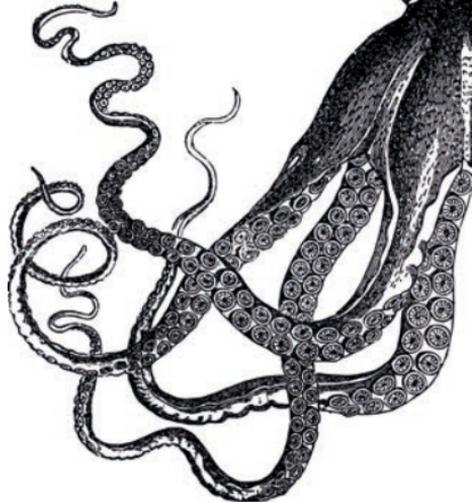
URBAN FANTASY



**SIMON GREEN**  
DIE DUNKLE SEITE DER STRASSE

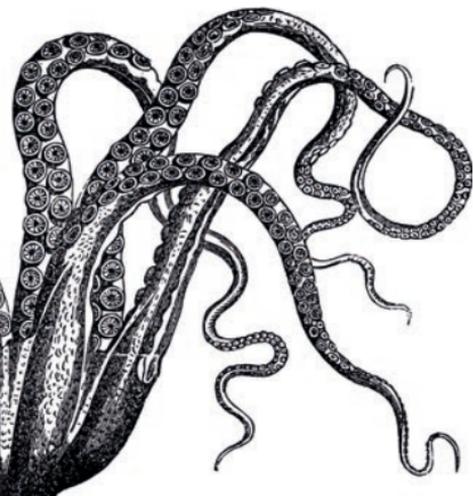


SIMON R. GREEN



# DIE DUNKLE SEITE DER STRASSE

ISHMAEL JONES 1



**Green, Simon R.: Die dunkle Seite der Straße. Ishmael Jones 1.  
Hamburg, Lindwurm Verlag 2023**

1. Auflage 2023

ISBN: 978-3-910279-06-3

Die englische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel  
*Something from the Nightside* bei ACE Books, New York.

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich und kann über den  
Handel oder den Verlag bezogen werden.

ePub-eBook: ISBN 978-3-910279-07-0

Übersetzung: Oliver Hoffmann, Lindwurm Verlag

Lektorat: Michael Haitel

Umschlaggestaltung: Markus Weber | Guter Punkt, München  
unter Verwendung von Motiven von AdobeStock (AdobeStock,  
Bildnr. 481187431, Fotograf: Grave passenger (Struktur im Titel);  
AdobeStock, Bildnr. 252991313, Fotograf: Mars Lewis (Tentakel);  
AdobeStock, Bildnr. 374941225, Fotograf: kolonko (Kameraver-  
schluss, Shutter); AdobeStock, Bildnr. 530893370, Fotograf: Mi-  
aStendal (Gebäude im Winter); AdobeStock, Bildnr. 527703416,  
Fotograf: MiaStendal (Winterwald))

Satz: Lea Oussalah, Lindwurm Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <https://www.dnb.de> abrufbar.

Der Lindwurm Verlag ist ein Imprint der Bedey & Thoms Media  
GmbH, Hermannstal 119k, 22119 Hamburg

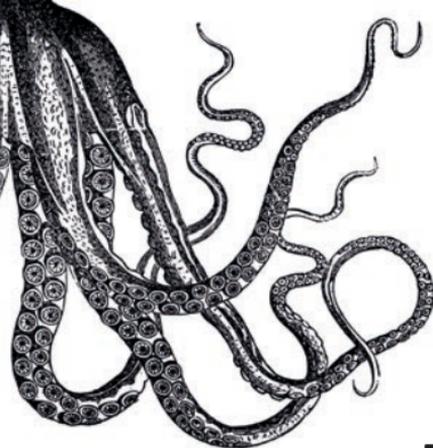
---

© Lindwurm Verlag, Hamburg 2023

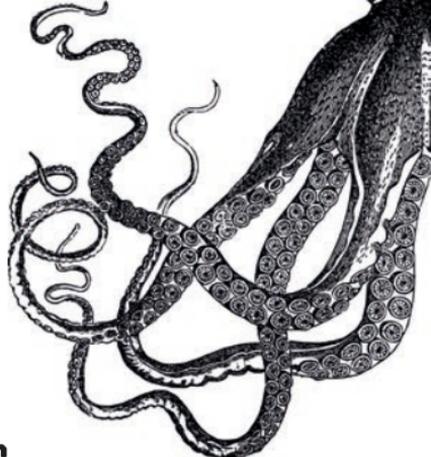
Alle Rechte vorbehalten.

<https://www.lindwurm-verlag.de>

Gedruckt in Europa



1



## IN DEN RACHEN DES STURMS

**N**ennen Sie mich Ishmael. Ishmael Jones.

Der Anruf erreichte mich am frühen Morgen. Ich war in einer Hotelbar in London. Fragen Sie mich nicht nach dem Namen; nach einer Weile sehen sie alle gleich aus. Ich habe kein Zuhause. Hatte ich noch nie. Zu riskant. Ich ziehe von Hotel zu Hotel und wechsele ständig den Namen. Das macht es schwerer, mich aufzuspüren. Aber der Colonel weiß immer, wo ich bin. Das ist Teil der Abmachung, die wir vor all den Jahren getroffen haben.

Es war keine besonders tolle Bar, aber es war ja auch kein besonders tolles Hotel. Kein guter oder gar anheimelnder Laden. Das Licht war zu hell, die Einrichtung und das Mobiliar waren eher funktional als bequem. Die Hintergrundmusik war eine solche Qual für die Ohren, dass ich schließlich dem Barkeeper Geld dafür zusteckte, dass er sie ausschaltete. Ich saß auf einem Barhocker, um nicht dauernd aufstehen zu müssen, wenn ich eine neue Bestellung aufgeben wollte. Es war in den frühen

Morgenstunden, die Zeit, in der man verschwommen zu sehen beginnt und das Nachtleben sich eingesteht, dass das wohl alles keine so gute Idee war und kapituliert. Ich war der letzte Gast in der Bar. Alle anderen waren heim oder schlafen oder beides gegangen. Der Barkeeper stand mit verschränkten Armen da und schaute erschöpft und griesgrämig. Er wünschte, ich würde gehen, damit er die Bar zumachen und sich aufs Ohr legen konnte. Aber ich rührte mich nicht von der Stelle. Ich war weder müde noch schläfrig. Das würde ich noch mehrere Tage nicht sein. Ich war zu seltsamen Zeiten wach, weil ich ein seltsames Leben führte.

Ich betrachtete mich im Spiegel hinter der Bar. Mein Spiegelbild bedachte mich mit einem kalten, misstrauischen Blick. Ein sehr vertrautes Gesicht, weil ich es schon so lange nicht mehr geändert hatte. Nicht das Gesicht meiner Wahl, aber es erfüllte seinen Zweck. Ich war groß, schlank, dunkelhaarig und ganz gutaussehend, wenn man keine allzu strengen Maßstäbe anlegte. Ein großer, schlaksiger Typ, der aussah wie Mitte zwanzig. Gut, aber unauffällig gekleidet. Klamotten, die man überall kaufen konnte und in denen man nicht auffiel. Ein entspanntes Lächeln, ein lässiges Äußeres und dunkle Augen, die keine Gefühlsregung verrieten. Jemand, der gelernt hatte, sich unauffällig durch die Welt zu bewegen, weil er sich nicht leisten konnte aufzufallen. Der unter dem Radar lebte, weil er nicht gefunden werden wollte. Ein Mann, der auf der dunklen Seite der Straße fuhr. Mit meinem fast leeren Glas prostete ich meinem Spiegelbild zu. Ich fand

mich recht gutaussehend für jemanden, dessen Äußeres sich seit 1963 nicht im Geringsten verändert hatte.

Dann klingelte mein Handy. Genauer gesagt vibrierte es in meiner Tasche. Ich hatte es immer lautlos. Ein plötzliches Klingeln konnte dazu führen, dass Leute einen ansahen und sich daran erinnerten. Umständlich klaubte ich mein Handy hervor. Ich wusste, wer es war, wer es sein musste. Der Colonel war der Einzige, der meine aktuelle Nummer hatte. Ich arbeite für den Colonel und die Organisation, die er nach eigenen Worten repräsentiert. Was das auch immer für eine sein mag. Ich hoffe, eines Tages herauszufinden, für wen und was genau ich arbeite. Ich wüsste es einfach gern. Aber solange der Colonel mich weiter vor allen Leuten beschützt, die mich finden wollen und mich weiter auf echt fiese Typen aufmerksam macht, die es verdient haben, umgelegt zu werden, mir dafür wirklich gutes Geld bezahlt ... so lange spiele ich gerne mit.

Ich nahm das Handy ans Ohr. »Was wollen Sie, Colonel?«

»Ihnen auch fröhliche Weihnachten, mein lieber Junge«, sagte der Colonel. »Was halten Sie davon, mit mir Weihnachten zu feiern, in einem großen alten Landhaus namens Belcourt Manor? Tief im Herzen des ländlichen Cornwall, fernab vom Getriebe und Trubel der großen, bösen Stadt. Gutes Essen und guter Alkohol, und wer weiß? Vielleicht sogar Partyhüte und -spiele bis zum Morgengrauen. Wenn sie gleich losfahren, sind es nur ein paar Stunden anstrengender Fahrt von dort, wo Sie jetzt

sind. Ich brauche Sie hier im Herrenhaus, und zwar so schnell Sie kommen können. Die Situation ist ... gewissermaßen dringlich.«

»Wie lautet die Mission?«, fragte ich.

»Oh, es geht gar nicht um eine Mission im engeren Sinne, alter Junge«, sagte der Colonel. »Es geht eher um einen persönlichen Gefallen für mich. Ich erzähle es Ihnen, wenn Sie hier sind. Heutzutage weiß man nie, wer mithört. Früher waren es ja nur wir, doch dann bestand die Regierung darauf mitzumischen. Hier im Herrenhaus habe ich ein ganz mieses Gefühl. Ich könnte mich natürlich täuschen. Ich könnte übernervös sein. Dann lassen wir es uns alle gut gehen, essen zu viel, trinken zu viel und schlafen vor dem Fernseher ein. Das übliche tiefreligiöse christliche Weihnachtsfest.«

»Aber Sie glauben nicht, dass Sie sich irren, oder?«, fragte ich.

»Natürlich nicht, mein lieber Junge. Sonst hätte ich Sie nicht angerufen. Werden Sie kommen?«

Selbstverständlich sagte ich zu. Ich konnte ihm das nicht abschlagen; nicht nach allem, was der Colonel für mich getan hatte. Er nannte mir die Adresse in Cornwall und eine ausreichende, grobe Wegbeschreibung, damit ich auch hinfand, falls mich mein Navi im Stich ließ, und legte dann auf. Bevor ich Fragen stellen konnte. Etwa was im Herrenhaus ihn so erschreckt hatte. Oder was ich für ihn tun sollte. Ich steckte mein Handy weg und nickte dem wortlos vor sich hin schäumenden Barkeeper zu, er solle mein Glas noch einmal füllen. Noch ein großes Getränk

und dann wieder einmal ab in die Nacht, ins Dunkel. Um in den Schatten Dinge zu tun, von denen die normalen Menschen nichts wissen müssen. Irgendjemand muss schließlich die Drachen töten, selbst wenn die Rüstung nicht mehr so strahlend ist wie früher. Wenn man sich in den Schatten verstecken muss, hilft es, die Raubtiere auszudünnen, mit denen man sich dieses Versteck teilt.

Ich fuhr mit meinem Mietwagen viel schneller als das, was gemeinhin als sichere Geschwindigkeit galt, und wühlte mich mit kalter Entschlossenheit durch den Wintersturm. Der Wind heulte wie ein entfesselter Dämon, und wo immer ich auch hinsah, begrub dicht fallender Schnee das weite Land unter einem schimmernd weißen Leichentuch. Die Straße vor mir war fast völlig zugeschneit, doch ich zielte mit dem Auto einfach wie mit einer Schusswaffe und gab Vollgas. Volle Kraft voraus, mit Mut und Gottvertrauen. Ich beugte mich über das Lenkrad und spähte durch die Windschutzscheibe in die tödliche weiße Welt hinaus.

Die Scheibenwischer taten ihr Möglichstes, doch der Wind wehte jetzt so heftig, dass der Schnee praktisch waagrecht kam. Ich fuhr schon seit Stunden ohne Pause, und was bei meinem Aufbruch aus London als angenehmer Schneefall begonnen hatte, war schnell zu der Sorte widerlichem Schneesturm verkommen, der Eingang in die Annalen findet. Ich fuhr immer mehr nach Instinkt und Bauchgefühl.

Mein Navi behauptete, ich sei nicht mehr weit von meinem Ziel entfernt, aber ich war nicht sicher, ob ich das

glauben sollte. Ich donnerte irgendwo im Nirgendwo eine schmale Landstraße entlang, umgeben von endlosen Meilen von ungebrochenem Weiß. Es fühlt sich an, als führe ich auf dem Mond, umgeben von Weltall und ohne jeden Orientierungspunkt. Die Reifen des Autos rutschten und schlitterten durch den hügeligen Schnee und gruben sich manchmal unerwartet tief hinein; dann bemühte sich das Lenkrad nach Kräften, zu bocken und mich ins Gesicht zu treffen. Oder tiefe Schneeverwehungen schüttelten das Auto so heftig durch, dass ich abwechselnd links und rechts von der Straße abkam; dann musste ich mich bemühen, das Lenkrad unter Kontrolle zu bekommen, bis ich den Wagen wieder zurück auf die Mitte der Straße lenken konnte. Bisher obsiegte ich durch eine Mischung aus Sturheit und brutaler Gewalt ... Aber langsam schien es darauf hinauszulaufen, was zuerst nachgeben würde: meine Hände oder die Lenksäule.

Der Moderator mit der ruhigen Stimme im Autoradio (der zweifellos sicher und warm in einem Regionalstudio der BBC saß) schien mich mit größter Freude darüber zu informieren, dass ich mich mitten im schlimmsten Sturm seit Beginn der Wetteraufzeichnungen befand. Dass die meisten Straßen eingeschneit waren, Züge ausfielen und alle Flughäfen geschlossen waren ... und dass man nur absolut notwendige Reisen unternehmen sollte. *Bleiben Sie daheim, bleiben Sie im Haus, wo Sie sicher sind.* Der Moderator gestattete sich ein leises Kichern. *Wir alle mögen ja weiße Weihnachten, aber das ist jetzt wirklich ein bisschen zu viel des Guten. Also halten Sie sich warm, und frohe Weihnachten.* Ich

schaltete das Radio aus. Die Alternative wäre gewesen, das Radio einfach aus dem Armaturenbrett zu reißen.

Als das Radio aus war, erfüllte das Fauchen der Heizung das Wageninnere; sie bemühte sich praktisch erfolglos, die Kälte ein wenig abzumildern. Man konnte bestenfalls behaupten, dass es im Auto wahrscheinlich wärmer war als draußen. Jeder normale Mensch hätte sich gehütet, bei solchen Wetterverhältnissen im Freien zu sein. Aber ich war noch nie ein normaler Mensch gewesen.

Grimmig klammerte ich mich ans Steuerrad und trat weiter das Gaspedal durch. Denn ich war entschlossen, das abgelegene Belcourt Manor zu erreichen, und wenn ich dafür durch die Hölle hätte fahren müssen.

Meine erste Begegnung mit dem Mann, der sich der Colonel nannte, lag fast fünfzehn Jahre zurück. In einer der besseren Bars in einem der besseren Hotels in London. Voller gut gekleideter Menschen, die sehr wohlhabend wirkten. Viel freundliches Geplauder. Nichts davon galt mir. Ich wollte mich nicht unterhalten, und das merkte man. Ich versteckte mich nur in der Menge und versuchte herauszufinden, wie ich am besten aus der Bar und dem Hotel herauskam, ohne meine Zeche zu begleichen. Ich konnte es nicht riskieren, eine meiner Kreditkarten zu verwenden, weil darauf meine aktuellen Namen standen, und das hätte Aufmerksamkeit erregt. Aber was ich an Bargeld bei mir hatte, würde ich noch brauchen.

Noch hatte ich mich nicht entschlossen, wo ich hinwollte. Am besten in ein kleines, verständnisvolles Land mit gutem Wetter und ohne Auslieferungsabkommen,

aber mit einem gewissen Entgegenkommen gegenüber Personen, die einfach nur ihre Ruhe wollten. Früher, als ich anfing, hatte es viele solche Orte gegeben. Aber dieser Tage wurde die Welt immer kleiner.

Der Colonel tauchte aus dem Nichts auf. Setzte sich einfach neben mich an die Bar und lächelte mich freundlich an. Ich erwiderte ruhig seinen Blick. Nicht viele Menschen konnten sich an mich anschleichen. Ich war wirklich nicht leicht zu überraschen.

Er nickte mir knapp zu. »Hallo Ishmael«, sagte er. »Ich bin der Colonel. Ich bin hier, um Ihnen einen Job anzubieten, oder genauer gesagt eine Anstellung.«

»Unter diesem Namen kennen mich nicht viele Leute«, sagte ich, »und die meisten davon sind tot.«

»Ich finde, das sagt mehr über Sie aus als alles andere«, sagte der Colonel.

Ich musterte ihn in aller Ruhe. Er war groß und knapp dreißig. Breite Schultern, massiger Körperbau, selbstbewusste Körperhaltung und einstudierte Lässigkeit. Scharfe Züge, durchdringende, kalte, blaue Augen, ein allgegenwärtiges, aber im Grunde bedeutungsloses Lächeln. Ein teurer Maßanzug, den er aber trug wie eine Uniform. Vielleicht war er das ja für ihn. Das kurz geschnittene, blonde Haar und der akkurat gestutzte Schnurrbart ließen auf einen militärischen Hintergrund schließen. Zumindest war er ein ehemaliger Militär. Er sah aus wie ein Mann, an dessen Händen von früher Blut klebte.

Er bestellte einen Single Malt mit Wasser in einem gesonderten Glas, und der Barkeeper führte seine

Bestellung hastig aus. Es lag an der Stimme des Colonels. Mit hochgezogener Braue betrachtete er mein leeres Glas, und ich nutzte die Gelegenheit, um einen doppelten Brandy zu bestellen. Alkohol hatte keine Wirkung auf mich, aber ich hatte gelernt, den Geschmack zu mögen. Der Colonel und ich saßen einfach da und sahen einander an, bis unsere Getränke kamen, wie zwei Kämpfer im Ring, die einander abschätzten, ehe die Glocke läutete. Die Getränke kamen, wir prosteten einander zu und tranken.

»Also«, sagte ich. »Sie sind nicht hier, um mich zu töten?«

»Nein«, sagte der Colonel. »Sonst wären Sie schon tot.«

»Dann können Sie mir so viele Drinks spendieren, wie Sie wollen«, sagte ich. »Solange Sie fleißig bestellen, sitze ich hier und höre zu.« Der Colonel schob dem Barkeeper ein großzügiges Trinkgeld zu und bedeutete ihm, für eine Weile zu verschwinden. Der steckte das Geld ein und tauchte ab. Mehrere Gäste, die versuchten, etwas zu trinken zu bestellen, protestierten lautstark. Der Colonel sah sie nur an, und auch sie entfernten sich. Dabei war ihnen die Waffe, die der Colonel unter dem Jackett verborgen trug, gar nicht aufgefallen. Ich hatte sie in dem Augenblick bemerkt, in dem er sich gesetzt hatte. Sie beunruhigte mich nicht. Ich hatte meine eigenen Geheimnisse.

Der Colonel musterte mich wie ein Rennpferd, das zu kaufen er erwägte oder auf das er zumindest einen Haufen Geld zu setzen gedachte. »Ich habe gehört, mein lieber Ishmael, dass Sie nicht mehr für die Schwarzen Erben arbeiten.«

»Diesen Namen kennen nicht viele Leute«, sagte ich. »Noch weniger Leute haben von dieser sehr geheimen Organisation gehört. Sie sagen, Sie haben das gehört? Von wem?«

»Es wird viel geredet«, sagte der Colonel lässig. »Vor allem in unserer Branche. Geheimagenten tratschen wie Teenagerinnen, nur weil sie wissen, dass sie es eigentlich nicht sollten.«

»Sie wissen, was die Schwarzen Erben sind?«, fragte ich.

»Die Abteilung der britischen Regierung für außerirdische Angelegenheiten«, sagte der Colonel. Er nippte behutsam an seinem Getränk, als befürchte er eine unangenehme Überraschung. »Echte Außerirdische, wohlgemerkt. Besucher aus dem Jenseits und so. Sie tauchen ständig hier auf, auch wenn niemand auf der Welt weiß, warum. Jemand muss hinter ihnen aufräumen und den Schaden regulieren, wenn etwas schief läuft. Es ist viel besser für die breite Masse, wenn sie nicht weiß, wer und was da unbemerkt in ihrer Mitte wandelt. Man sagte mir, Sie hätten bei den Schwarzen Erben hervorragende Leistungen erbracht. Hätten eine echte Gabe dafür, die aufzuspüren, die ... abhandeln. Genau wie dafür, mit harter, gelegentlich auch gewalttätiger Hand einen Deckel auf solche Dinge zu halten. Deshalb muss ich fragen: Warum haben Sie aufgehört, Ishmael?«

»Die neue Richtung, die sie eingeschlagen haben, passt mir nicht«, sagte ich ruhig. »Jemand, der weiter oben in der politischen Nahrungskette steht, hat beschlossen, dass die alten Methoden, Eindämmung, Beobachtung und gelegentlich eine Tracht Prügel, nicht mehr ausreichen.

Deshalb lautet die offizielle Vorgehensweise von jetzt an: Außerirdische werden getötet. Freunde, Feinde und alles dazwischen. Dann sezziert man sie und klaut ihr Hab und Gut. Ich habe Zweifel angemeldet, und man hat mir gesagt, ich solle die Klappe halten und meine Befehle befolgen. Das hätten sie besser wissen müssen.«

»Zu weiches Herz?«, fragte der Colonel.

»Ich mache mir ungern unnötig Feinde«, sagte ich.

»Was für eine vernünftige Einstellung!«, sagte der Colonel. »Warum können wir nicht einfach alle miteinander auskommen, wie?« Er sah mich nachdenklich an. »Ich muss Ihnen sagen, dass die gegenwärtigen Leiter der Schwarzen Erben mit Ihrer Entscheidung sehr unglücklich sind. Sie mögen es ganz und gar nicht, wenn einer der Ihren einen Abgang macht. Vor allem angesichts all der Dinge, die Sie wissen und getan haben.«

»Ich weiß, dass Menschen in böser Absicht nach mir suchen«, sagte ich. »Ich bin hier aber ziemlich sicher. Die Schwarzen Erben werden in der Öffentlichkeit nichts gegen mich unternehmen. Denn sie wissen, das würde übel ausgehen. Mein Weggang dürfte eigentlich niemanden überrascht haben. Ich habe meine Meinung ziemlich deutlich gesagt. Ich werde niemanden töten, nur weil er anders ist. Welchen Namen ich auch immer gerade trage und für wen auch immer ich gerade arbeite, es gibt Grenzen, die ich nicht überschreiten werde.«

»Das ist mir klar«, sagte der Colonel. »Sie haben im Laufe der Jahre für sehr viele unter dem Radar tätige Organisationen gearbeitet.«

»Das wissen Sie nicht«, sagte ich. »Sie raten nur.«

»Vielleicht. Aber ich rate aufgrund belegbarer Informationen. Kommen Sie und arbeiten Sie für mich, Ishmael. Ich könnte einen Mann wie Sie gebrauchen.«

Ich lächelte. »Es gibt keine Männer wie mich.«

»Genau!«, sagte der Colonel. »Deshalb will ich Sie.«

»Wofür?«, fragte ich unverblümt.

»Um Geheimnissen auf den Grund zu gehen, Mysterien zu untersuchen und Licht an finstere Orte zu tragen. Außerdem, um dann und wann Schuldige zu bestrafen, an die sonst niemand herankommt. Pour décourager les autres. Ich weiß, mein lieber Junge; klingt fast zu schön, um wahr zu sein, oder?«

»Die meisten Dinge, die zu schön klingen, um wahr zu sein, sind üblicherweise auch zu schön, um wahr zu sein«, sagte ich und begegnete seinem arglosen Blick mit einem ebensolchen. »Was, wenn wir uns irgendwann nicht einig sind, ob etwas wirklich geschehen muss? Oder ob jemand wirklich sterben muss? Was dann, oh mein Colonel?«

Er zuckte unbeschwert die Achseln. »Ich werde jeweils dafür sorgen, dass Sie alle Informationen erhalten, die Sie brauchen, um den Auftrag zu erledigen. Ich werde Sie niemals bitten, etwas zu tun, das Sie nicht tun wollen. Ich vertrete eine große Organisation mit sehr vielen Agenten. Deshalb achte ich immer sehr darauf, den richtigen Mann mit der richtigen Mission zu betrauen.«

»Aber warum ich?«, fragte ich. »Warum wollen Sie mich?«

»Sie haben Eigenschaften, die ich bewundere«, sagte der Colonel. Dabei beließ er es.

»Ich kenne Sie nicht, Colonel«, sagte ich. »Das ist seltsam, denn von den meisten Leuten in unserer Branche habe ich zumindest schon einmal gehört. Ich achte sorgfältig darauf zu wissen, wer sich da so alles tummelt. Also: Wer sind Sie wirklich? An wessen Fäden hängen Sie? Wem sind Sie Rechenschaft schuldig?«

»Ich bin der Colonel, und ich vertrete die Organisation. Mehr müssen Sie nicht wissen. Es ist für alle Beteiligten besser so.«

Ich schaute in mein Glas und stellte überrascht fest, dass es leer war.

»Wieso glauben Sie, etwas über mich zu wissen, Colonel? Über mein wahres Ich?«

»Was weiß man je über jemand anderen?«, fragte der Colonel. »Ich beobachte Ihre Karriere seit einer Weile mit großem Interesse. Aus sicherer Entfernung.«

»Niemand sollte je erfahren, was ich tue«, sagte ich. »Egal, für wen ich arbeitete. Das war immer Teil der Absprachen.«

»Sie sind ganz hervorragend unsichtbar geblieben«, räumte der Colonel ein. »Sie waren immer schon gut darin, sich unauffällig in den Grauzonen der Welt zu bewegen. Das gefällt mir. Dafür habe ich Verwendung.«

Ich warf ihm meinen besten harten Blick zu. »Wo ist der Haken?«

Man musste ihm zugutehalten, dass er nicht mit der Wimper zuckte. Dabei hatte mein harter Blick schon erwachsene Männer sich einnässen lassen. Er erwiderte nur ruhig mein Lächeln.

»Wenn Sie ja sagen, gehören Sie zu mir und meiner Organisation, bis ich sage, dass Sie gehen können. Ist das akzeptabel?«

»Natürlich«, sagte ich.

Wir wussten beide, dass ich log, doch wir hoben trotzdem die Gläser und prosteten. Denn so schloss man in unserer Branche Geschäfte ab. Seither arbeitete ich für den Colonel und seine geheimnisvolle Organisation – seit fast fünfzehn Jahren.

Ich leistete gute Arbeit. Auf seinen Befehl hin brach ich in Gebäude ein, die es offiziell nicht gab und beschaffte Informationen, deren Existenz mächtige Menschen nicht einräumen wollten, um sie dann der breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ich bereiste die Welt, durchquerte unter Dutzenden Namen Dutzende Länder, von den größten Städten bis zu Dörfern, die so klein waren, dass sie auf keiner Karte verzeichnet waren. Ich untersuchte seltsame Begebenheiten und unglaubliche Geschichten und kümmerte mich darum. Immer blieb ich unter dem Radar, nie fiel ich auf. Ich fuhr auf der dunklen Seite der Straße, an den finsternerer Orten der Welt, und hatte Umgang mit Leuten, ohne die die Welt besser dran gewesen wäre. Manchmal tötete ich Menschen. Manchmal tötete ich Wesen, die nicht einmal annähernd Menschen waren.

Es hatte mir bisher kein einziges Mal leidgetan.

Ich ließ mich von meinem Navi durch den Blizzard leiten und hoffte, dass es wusste, wo es mich hinführte, denn ich hatte jede Orientierung verloren. Die Maschine

sprach in einem kühlen, unpersönlichen Tonfall mit mir, den ich den downloadbaren Stimmen von Promis bei Weitem vorzog. Ich hatte Maschinen noch nie gemocht, die so taten, als verfügten sie über einen eigenen Charakter. Technologie sollte ihren Platz kennen. Tatsächlich hatte das Ding schon seit einer ganzen Weile nicht mehr mit mir gesprochen, weil es keine Abzweigungen gegeben hatte. Ich hoffte, es funktionierte noch.

Gelegentlich ließ der Wind nach, vermutlich, um noch mal tief Luft zu holen und mich danach umso böswilliger anzugehen, und dann sah ich ringsum nur Schnee und noch mehr Schnee, der sich bis zum grauen Horizont erstreckte. Nirgends war ein Lebenszeichen zu sehen.

Das letzte Dorf, durch das ich eine halbe Stunde zuvor gekommen war, hatte aus zwei Reihen dunkler Steinhäuser bestanden, die sich aneinandergedrängt hatten, um einander Wärme zu spenden und zu stützen. Trübes Licht hatte hinter den Vorhängen hervorgeschiene, hinter denen sich Menschen vor der tödlichen Macht der Kälte und der brutalen Gewalt des Sturms verbargen. Ich hätte anhalten können, und sei es nur, um zu überprüfen, wo ich war, und mir etwas Warmes zu essen und zu trinken zu besorgen ... aber ich wurde dieses schreckliche Gefühl der Dringlichkeit nicht los. Der Colonel bat nie um einen persönlichen Gefallen. Das tat er einfach nicht. Also fuhr ich weiter in den Schnee, den Wind und den Sturm, kämpfte gegen das Auto an, das sich alle Mühe gab, in Schneeverwehungen zu rasen oder mir die Kontrolle über sich zu entreißen, wenn ich wieder einmal um eine Ecke schlitterte.

Schließlich ließ sich das Navi dazu herab, mich in eine unbeschilderte Nebenstraße abbiegen zu lassen, die ich ohne seine Vorwarnung niemals gesehen hätte. Ich trat auf die Bremse, doch das interessierte sie nicht, also wartete ich bis zum letzten Augenblick und riss dann das Steuerrad scharf herum. Ich hielt mich mit aller Kraft fest, während sich das Auto in die Nebenstraße warf. Das Lenkrad setzte sich massiv zur Wehr, und ich hielt dagegen, hielt es fest, obwohl die Lenksäule seltsame, unglückliche Geräusche von sich gab. Ein ganzes Stück rutschte das Auto seitwärts, weil keiner der Reifen Halt auf dem rutschigen Boden fand ... dann berührten sie plötzlich Schotter unter dem Schnee, krallten sich hinein, und das Auto macht einen Satz vorwärts.

Es hörte für einen Moment auf zu schneien, und ich sah die schmale Nebenstraße, die sich vor mir erstreckte, besser, begrenzt von zwei niedrigen Bruchsteinmauern, die praktisch unter aufgetürmten Schneeverwehungen verschwunden waren. Ich fuhr weiter, hüpfte und schlitterte über Schnee und zugeschnitztes Eis. Ich hatte schon eine ganze Weile das Licht an, aber das brachte nicht viel. Die Scheibenwischer ... gaben sich alle Mühe. Beinahe hätte ich das abrupte Ende der Straße verpasst. Ich sah gerade noch rechtzeitig eine hohe Begrenzungsmauer vor mir, die sich nach links und rechts erstreckte, bis sie im Sturm verschwand. Unmittelbar vor mir befand sich ein gewaltiges, schwarzes, schmiedeeisernes Tor, das rasch näher kam. Es war sehr fest geschlossen.

Ich trat Bremse und Kupplung mit zwei Füßen durch, und das Auto erzitterte und wurde langsamer. Vor mir

ragte das Tor auf. Ich hoffte wirklich, ich würde rechtzeitig anhalten können. Es wäre kein guter erster Eindruck gewesen, wenn ich meine Ankunft in Belcourt Manor kundgetan hätte, indem ich durch das Vordertor krachte. Doch das Auto kam einen knappen Meter vor dem großen Eisentor schitternd zum Stehen, und ich nahm den Gang heraus, zog die Handbremse an und saß eine Weile einfach nur keuchend da. Dann nahm ich die Hände vom Lenkrad und ballte sie mehrfach zu Fäusten und öffnete sie wieder, bis sie nicht mehr so verkrampft waren. Ich hatte mich so lange ans Lenkrad geklammert, dass ich fast nicht mehr wusste, wohin mit meinen Händen.

Die alte Steinmauer links und rechts des Tors war unverputzt, kahl und hatte keinerlei besondere Merkmale. Vermutlich umschloss sie den gesamten Familiensitz. Sie sah aus, als könne sie das meiste fernhalten. Das Tor war schmucklos und hatte keinerlei Schnörkel. Einfach nur brutale senkrechte Stäbe und schwere Querstreben. Vermutlich wäre ich doch nicht durchgebrochen. Ich hätte einfach nur das Auto zu Schrott gefahren. Nicht, dass mir das etwas ausgemacht hätte. Es war nur ein Mietwagen. Ich sah mich nach einem Schild um, um sicherzugehen, dass dies Belcourt Manor war, doch es schien keines zu geben. Wahrscheinlich wusste man entweder, wo man war, oder hatte hier nichts zu suchen. In diesem Augenblick verkündete das Navi sehr selbstgefällig, ich hätte mein Ziel erreicht, und ich schaltete es aus. Durch die wirbelnden Schneeflocken betrachtete ich das Tor und konnte mit Mühe und Not ein Zahlenfeld an der Gegensprechanlage

ausmachen, die sorgfältig in einer Nische eines der steinernen Torpfeiler verborgen war. Ich lehnte mich zurück und sah mir die Nische eine Weile an.

Der Colonel hatte mich nicht über einen Zugangscode informiert; wahrscheinlich hatte er die Telefonverbindung für zu unsicher gehalten. Aber ich wollte mein hübsches, warmes Auto wirklich nicht verlassen. Ich hupte mehrfach, empfand den Klang aber angesichts des tosenden Windes selbst als jämmerlich. Es gab keine Antwort von jenseits des Tors. Also seufzte ich tief, hüllte mich in meinen Mantel und stieß die Autotür auf.

Das erforderte mehr Kraft, als ich erwartet hatte. Das Auto war komplett vereist, die Tür zugefroren. Sobald es mir durch eine gesunde Mischung aus brutaler Gewalt und schlechter Laune gelungen war, sie zu öffnen, schlug der tosende Wind, der die Tür traf wie ein Rammbock, sie einfach wieder zu. Zum Leidwesen des Windes war ich nicht in der Stimmung, mich nerven zu lassen, also stemmte ich einfach nur die Schulter gegen die Tür, öffnete sie erneut.

Ich stieg vorsichtig aus, weil ich dem Eis und dem Schnee unter meinen Füßen nicht traute, und richtete mich trotz des Sturms auf. Die Kälte schnitt in mein ungeschütztes Gesicht wie ein Messer, und die eiskalte Luft tat beim Einatmen in der Lunge weh. Der Wind riss mir die Autotür aus der Hand und schlug sie wieder zu. Ich senkte den Kopf, zog die Schultern hoch und ging in Richtung des eisernen Tors. Schritt für Schritt. Meine Füße sanken tief in den Schnee ein, und es bereitete mir große Mühe, sie wieder zu befreien. Der tosende Wind

traf mich heftig und schubste mich mit der Begeisterung eines Schulhofschlägers herum. Ich ging einfach weiter. Die Kälte und der Sturm hätten vermutlich jeden anderen aufgehalten, aber ich würde mich nicht aufhalten lassen.

Ich erreichte die Nische im Torpfeiler, wischte ein wenig von dem Schnee heraus, der hineingeweht worden war, drückte den Rufknopf und brüllte in die Gegensprechanlage. Ich sagte mehrfach laut meinen Namen und setzte ein paar gebrüllte Hallos hinzu, die durfte man nicht vergessen. Es entstand eine lange Pause, in der sich Schnee auf meinem Kopf und meinen Schultern sammelte, dann ertönte wie aus weiter Ferne eine Stimme aus dem Lautsprecher. Sie klang offen gestanden überrascht, dass jemand vor der Tür stand.

»Hallo?«, fragte sie. »Wer ist da?«

»Ishmael Jones!«, rief ich zurück und bemühte mich, das Tosen des Sturms zu überschreien. »Ich werde erwartet!«

»Ja! Ja, das werden Sie!«, sagte die Stimme. »Natürlich! Wir haben nur nicht erwartet, dass jemand bei ... ich öffne das Tor!«

Ich verkniff mir ganze Menge möglicher Antworten und kehrte zum Auto zurück. Die Tür von außen zu öffnen, erwies sich als noch schwieriger, aber ich ließ mir jetzt, wo Wärme und ein Dach über dem Kopf in greifbare Nähe gerückt waren, von dem Auto nichts mehr gefallen. Ich stemmte einen Fuß gegen die hintere Tür, riss die Fahrertür auf und hechtete wieder hinein. Ich musste die Innenseite der Windschutzscheibe mit dem

Mantelärmel abwischen, ehe ich wieder nach draußen sehen konnte. Ich ließ den Motor ein paarmal aufheulen, dann fuhr ich langsam auf das sich gemächlich öffnende Tor zu. Ich trieb das Auto erbarmungslos an. Der Motor machte Geräusche, die mir gar nicht gefielen, und ich war nicht sicher, wie lange er noch durchhalten würde.

Kaum war ich durch das Tor, als es sich auch wieder schloss. Irgendjemand im Herrenhaus war wirklich nicht scharf auf ungebetene Gäste. Ich machte mir eine geistige Notiz, so schnell wie möglich den Zugangscode für das Tor in Erfahrung zu bringen. Ich hasste das Gefühl, in der Falle zu sitzen. Die Steinmauer, die das Grundstück umgab, war allerdings kaum drei Meter hoch; im Notfall hätte ich sie überspringen können.

Ich fuhr weiter die sanft geschwungene Auffahrt entlang. Vor mir ragte ein altmodisches Herrenhaus aus dem Schneetreiben auf, umgeben von mehreren kleineren Nebengebäuden. Schitternd kam ich vor dem Haupthaus zum Stehen. Belcourt Manor war ein riesiges, gedrungenes, quadratisches, Jahrhunderte altes Gebäude. Es war nur vier Stockwerke hoch, hatte aber auf jeder Etage ein Dutzend Fenster. Sie alle waren aktuell hinter geschlossenen Holzklappläden verborgen. Durch die Spalten in den Klappläden im Erdgeschoss fiel Licht. Sonst war nirgends Licht zu sehen. Keine Gargylen auf dem Dach und keine Spitzgiebel. Nur einfache, funktionale Regentrinnen, von denen Eiszapfen hingen, und ein geneigtes Schieferdach.

Neben dem Haupthaus stand eine mittelalterliche Zehntscheuer, die nur aus unverputzten Steinwänden und

einem Walmdach bestand, auf der anderen Seite drängten sich mehrere viktorianische Hütten aneinander. Auch dort brannte kein Licht.

Mir fiel etwas ins Auge, und ich sah rasch hinauf zum obersten Geschoss des Herrenhauses. Hatte dort oben gerade eben kurz ein Licht aufgeblitzt, als hätte jemand einen Klappladen geöffnet, um auf mich herabzuschauen? Jemand, der sich für meine Ankunft interessierte? Ziemlich sicher. Ich sah eine Weile hinauf, doch alle Läden schienen fest geschlossen zu sein.

Dann sah ich mich nach einer Garage oder zumindest einem Carport um, wo ich meinen Wagen sturmgeschützt parken konnte, doch es schien nichts dergleichen zu geben. Ein halbes Dutzend großer, weißer Objekte vor dem Herrenhaus waren eindeutig geparkte, völlig eingeschneite Autos. Also lenkte ich meinen Wagen vorsichtig zwischen die reglosen weißen Formen und parkte so dicht an der Haustür wie möglich. Dann saß ich ein Weilchen einfach da und spähte hinaus ins Schneegestöber. Was tat ich hier? Es fühlte sich nicht an wie die Sorte Auftrag, die mir der Colonel üblicherweise erteilte. Etwas an der ganzen Sache fühlte sich nicht richtig an ... da war etwas in der Stimme des Colonels gewesen, das ich bei ihm normalerweise nicht hörte. Hätte ich es nicht besser gewusst, ich hätte gesagt, er hatte Angst gehabt ...

Je schneller ich also hineingelange, unter vier Augen mit dem Colonel sprach und ein paar Antworten von ihm bekam, desto besser. Ich schnappte mir meinen ziemlich mitgenommenen Koffer vom Beifahrersitz, drückte die

Tür wieder auf und wagte mich ein letztes Mal in den Schnee hinaus. Der Wind hatte sich völlig gelegt, er flüsterte nicht einmal mehr; der Schnee fiel nur noch wie beiläufig, nahezu lustlos. Es war, als stünde ich im Auge des Sturms. Ich sah an der langen Reihe der Hütten entlang und konnte mit Mühe ein riesiges Gelände ausmachen, mit Blumenbeeten, Bäumen und Hecken sowie einigen Formschnitthecken, deren Einzelheiten allerdings unter den Schneemassen verborgen waren. Bei gutem Wetter sah das hier alles wahrscheinlich ziemlich beeindruckend aus.

Ich stapfte durch den tiefen Schnee zur Vordertür, meine Füße sanken mit jedem Schritt ein und erzeugten dabei laute, knirschende Geräusche. Es war wirklich sehr kalt, aber ich hatte schon Schlimmeres erlebt. Als ich endlich vor dem Haupttor stand, stellte ich fest, dass es keinen Klingelknopf gab. Nicht einmal einen altmodischen Klingelzug. Nur ein großer, schwarzer, eiserner Türklopfer in Form eines fauchenden Löwenkopfes, aus dessen Maul der Ring des Klopfers hing. Ich ergriff ihn mit fester Hand und klopfte nachdrücklich. Ich friere im Gegensatz zu den meisten Menschen nicht, doch der Sturm war wirklich heftig. Ein Winter, der den Namen verdiente. Kalt genug, um sogar mir etwas auszumachen, wenn ich lange genug im Freien geblieben wäre. Also klopfte ich erneut, diesmal mit noch mehr Wucht. Das musste drinnen zu hören gewesen sein. Wahrscheinlich hörte man es noch auf dem Mond. Plötzlich öffnete sich die große Tür, und ich stürmte hinein, ohne eine entsprechende Anforderung abzuwarten.